

Romanfragmente

Wolfgang Koeppen

Werke 11



Suhrkamp

Wolfgang Koeppen Werke

Herausgegeben von
Hans-Ulrich Treichel

Band II

Wolfgang Koeppen Romanfragmente

Herausgegeben von
Walter Erhart und
Hans-Ulrich Treichel

Suhrkamp Verlag



Erste Auflage 2024

Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2024

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: Hermann Michels und Regina Göllner

Umschlagfoto: Naomi Baumgartl

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-41811-6

www.suhrkamp.de

Romanfragmente

Die Jawang-Gesellschaft

Die Jawang-Gesellschaft. Ein Roman

»Zudem«, sprach er, »haben diese Puppen den Vorteil, daß sie antigrav sind. Von der Trägheit der Materie, dieser dem Tanze entgegenstrebendsten aller Eigenschaften, wissen sie nichts: weil die Kraft, die sie in die Lüfte erhebt, größer ist als jene, die sie an die Erde fesselt.«

Kleist: Über das Marionettentheater

Die Insel, die dem Freiherrn gehörte, ist eine der kleinsten unter den friesischen Inseln vor der nordholländischen Küste. Sie ist nicht viel mehr als eine größere Düne; zwei festere als des Wassers Wellen und zwischen ihnen ein Tal, von Strauch, Halm und dürrem Gras bewachsen und zueinander gehalten; Sand und gebrochene Muscheln, von der Strömung der See herbeigetragen und nie von ihr freigegeben, nie aus ihrem Besitz entlassen, nie ganz zum festen Land geworden; eine Insel, von den Wellen umspült, wenn auch nicht von ihnen verschlungen.

Wird dieses Eiland einmal aus einer Entfernung betrachtet, vom Bord eines Schiffes oder aus dem Fenster der Flugmaschine, die von Amsterdam nach London fliegt und die an klaren Tagen dem Reisenden einen weiten Überblick gewährt, dann glaubt man, es sei grade nur für den Moment der Betrachtung in das Licht gehoben worden. Zurück strahlt der Sonnenschein aus dem Strandsand der Insel wie aus dem Wasser, das Dünengras beugt und hebt der Wind wie die Gischt des Meeres; und man erwartet, während man hinschaut, die kleine Feste in der ewigen Bewegung von Ebbe und Flut vergehen und verrinnen zu sehen, wie die Wellen, die sie umgeben – so innig scheint sie ein Teil, ein geringster Teil nur der großen See zu sein.

Die Familie des Freiherrn gehörte dem aussterbenden niederländischen Adel an. Heute, nach dem Tode des letzten

Erben, ist das Geschlecht in seiner rechten Linie erloschen. Sein Name wird in keinem Telefonbuch mehr zu lesen sein, aber in den Büchern der Geschichte wird er genannt bleiben. Weit läßt er sich dort in die Vergangenheit zurück verfolgen, und in der großen Zeit der Niederlande, den Glaubenskriegen und dem Abfall von der Spanischen Krone, war er nicht weniger zum Symbol der Freiheit geworden, als der besser im Gedächtnis gebliebene, weil von der Dichtung verherrlichte des Grafen von Egmont.

Carel Johan Tobias Pieter Blois hat die Schlußprüfung des Gymnasiums bestanden. Er ist ein magerer, hochaufgeschossener Jüngling. Eine nach vorn gebeugte Haltung gibt ihm das Ansehen einer frühen Nachdenklichkeit. Gefragt, würde ein Mann bestätigen, daß Carel ein schöner Junge ist. Höchstens noch: er solle sich besser halten, solle Sport treiben.

Ob ein Mädchen dieselbe Antwort geben würde, bleibt im Zweifel. Zwar scheinen die Augen des jungen Freiherrn schön und hell, zwar läßt die Stirn auf einen edlen Sinn schließen und deutet das sauber geschnittene Haar in seiner doch nicht zu unterdrückenden Ungebärdigkeit, die der Glätte der Frisur schadet, Kraft und Willen an, und zeugt der Vorsprung der Nase auch von dem kecken Mut, der gefällt und gewinnt, so sind das Kinn und der Mund doch zu weich, zu kindlich schon für die Jahre, wenn auch von einer Kindlichkeit, der die Schwermut nicht fremd ist, träumerisch, wie Kinn und Münder von schlafenden, dem Traum hingegebenen Kindern sind. Aber das ist es gar nicht, was den Mädchen mißfallen oder sie hindern könnte, Carel zu lieben. Mit all dem ist er hübsch. Es ist nicht die Leibesform aus Haut, Fleisch, Knochen und Blut, nichts physisch Sichtbares ist es, eine Ahnung nur, daß dieser Mann einsam sein wird, daß es sein vornehmstes Schicksal ist, allein durch das Leben zu kommen – und das, dies, wie sie vielleicht sagen, Ungesellige seines Wesens, das mögen die Mädchen nicht und sie spüren es auch auf, viel schneller, als ein Mann es be-

merkt. Vielleicht ist das deshalb so, weil die Neigung der Mädchen, ihre Zuneigung, ihre Liebe einen Mann bilden kann; und sie sind doch gezwungen, dem Willen Gottes zu dienen. Denn »Gott verschwendet nicht«, spricht Violaine in der »Verkündigung« von Claudel, »und gestattet keinem Wesen, angesteckt zu verbrennen, ohne daß nicht zugleich auch ein wenig des Unreinen mitverginge, des eignen oder des fremden um einen herum, wie die Kohlenglut im angefachten Weihrauchkessel!«

Er ist neunzehn Jahre alt. Er steht auf der Insel. Wenn er einundzwanzig ist, wird sie ihm gehören, wie sie seinem Vater gehört hat und dessen Vater und vielen Vätern vordem. Der Vormund, ein Oheim, hat ihn von der Schule auf die Insel gerufen.

Der Oheim ist ein strenger Herr: Ehrendoktor der juristischen Fakultät an der Universität zu Groningen, Präsident eines Gerichtshofes, Vorsitzender einer Kommission zum Studium des Rechts, Kammerherr im besonderen Dienst der Königin, Großoffizier im Orden von Oranje-Nassau. Doch ist es nicht sein Wille, mit all dem, was er ist und vorstellt, den Neffen und Mündel einzuschüchtern. Er kennt ihn kaum; doch versucht er, wie ein Freund zu ihm zu sprechen. Wie ein älterer Freund natürlich, aber doch wie ein Freund.

Aus dem Kriegshafen hat sie ein Lotsenboot auf die Insel gebracht. Der Pächter des Gutes hat sie begrüßt, und seine Frau hat ein Essen bereitet. Der große Kamin in der Halle des weißgekalkten, schüchtern den Stil eines höfischen Barocks andeutenden Herrenhauses brennt. Mit einem Hinweis auf die Rauheit der Luft, der eine beiläufige Entschuldigung der Handlung ist, schenkt der Oheim den scharfen, hellen Genever aus der braunen Steinkruke und bietet dem Neffen davon an. »Zum Wohl!« Der Oheim ist kein Duckmäuser.

Pferde werden ihnen gebracht, und sie reiten über die Insel. Ein paar Acker, so unergiebig, daß auch der Laie es sieht, ein

paar Weiden, dürr, Schafherden, fröstelnde, blökende Tiere, die vor den Reitern erschrecken. Der Hirt betrachtet sie aus großen, weitaufgerissenen, wasserblauen Augen; doch ist keinerlei Bewegung in seiner Gestalt und keine Regung in seinem Gesicht zu bemerken; es ist, als sei er blind. Vögel fliegen aus ihren Erdnestern vor dem Huf ihrer Pferde auf. Das Meer trifft sie mit dem Geräusch seiner Brandung, mit funkelnder Nässe, Salzbrand auf Haut und Lippen und peitschendem Wind. Möwen kreischen, zahllos, über den Wellen.

»Das ist die Insel«, spricht der Oheim. Er nennt den Namen, der Carels Familienname ist. »Das wird nun dein Besitz.« Sie sitzen wieder in der Halle. Das Feuer im Kamin schwelt, und der Rauch dringt in den Raum. Sie husten. Der Oheim trinkt noch ein Glas, diesmal den Neffen übergehend, dann legt er Rechnungen vor, Belege seiner Vormundschaft; doch geht das Gespräch um die Entscheidung für die Zukunft.

Viele Wege stehen Carel offen. Ist ein nennenswertes Vermögen auch nicht mehr vorhanden, ein Name gilt noch viel. Und wenn die eigene Bewirtschaftung des Inselgutes nur die bloße eigene Existenz sichern würde, so kann man doch, hält man die Pacht mit dem tüchtigen Verwalter aufrecht, mit einem kleinen Zuschuß aus diesem Handel rechnen und dann mit ihm und den vielen Beziehungen des Oheims manches im Leben erreichen.

Da ist die Welt der Kontore. Carel kann in die Handelsgesellschaft eintreten, in eine der Banken, in ein Schiffahrtsunternehmen; es gibt ja so viele in Amsterdam, in Rotterdam und im Haag. Der Oheim weiß Bekannte zu nennen, Träger alter Namen, die als Volontäre in einem dieser Häuser begonnen haben und nun im Direktorium sitzen und herrschen, wie nur je ein Ritter geherrscht hat. Doch leider ist auch von anderen zu berichten, Unbegabteren für die Kunst des Handels vielleicht, die auf dem Sessel des Clerk sitzen geblieben sind, hundert Gulden im Monat verdienen und

traurig und enttäuscht aus den Fenstern der Büros blicken; traurig und mit einer vagen Sehnsucht auch am Abend hinter den angeschmutzten Scheiben preiswerter Pensionen stehen.

In den Ämtern ist es nicht viel anders. Ein Studium kann den Empfohlenen zu hohen Posten führen, ist er tüchtig und fleißig in seinem Fach. »Interessierst du dich für etwas? Für die Wissenschaft, für die Verwaltung?« Der Oheim fragt es. Sonst: es gibt so viele! Dritter Sekretär an einer Gesandtschaft, Vizekonsul in Honduras; gewiß, auch aus den Gebäuden dieser Ämter kann man traurig und enttäuscht auf eine fremde Straße starren.

Was also schlägt der Oheim vor? Was will er? Was ist sein Plan? Das Militär? Die Karriere in der See- und der Landmacht? Er hält nicht viel von dem ewig gleichen Dienst in den Kasernen. Das Avancement bietet kaum Überraschungen. »Wir sind ein kleines Land.« Der Oheim spricht diese Phrase so halb mit Ernst und halb mit Spott, so mit dem verzichtenden Bedauern, daß es nun mal so ist, und dann doch mit dem Tonfall des Sich-lustig-Machens über die eigene dumme Rede, denn es ist ja gar nicht so, im Gegenteil: ein gutes Land, ein herrliches Reich! Und dann schildert er Carrels nicht allzu gefestigte Gesundheit, wie er meint, schmäht die Zimmerluft, predigt gegen Bürokratie und Aktenstaub und preist dafür die Weite der Welt; ja, er hebt die Stimme, wird laut, enthusiastisch, und sein Gesicht rötet sich, während er eine Laufbahn in der Marine dem Neffen vorstellt und entwickelt. Eine alte Sehnsucht, ein Jugendtraum scheint in ihm wachgeworden zu sein, und im Leben des Jüngeren wünscht er ihn geschehen zu lassen; es ist, als möchte er selber lieber der Kommandant eines Kreuzers als der Präsident eines Gerichtshofes sein. Bis die Begeisterung, die ihn bewegt, ihn auf einmal erschreckt und er mit einem nüchternen »Nun überleg es dir« endet.

Es ist Abend geworden. Die Dämmerung, ein Zwielficht zwischen Tag und Nacht, liegt über der Insel. Von der unterge-

henden Sonne brechen Streifen roter Glut durch den Schleier von Wolken- und Nebelgrau am gar nicht fernen Horizont.

Carel blickt über die See. Ein schmaler Schatten, behauptet er sich vor der Unendlichkeit, wie jemand, der auf einem verlorenen Posten ausharrt. Nicht breit und schwer und wie ein Bauer, der mit jedem Schritt in seinem Acker ihn von neuem in Besitz nimmt, vielmehr zögernd und nachdenklich geht er über den Strand, der ihm gehört, und der Sand, mit dem Wind und Wasser bauen, weist ihn eher auf die Idee der allgemeinen Vergänglichkeit als auf den ewigen Besitz verbürgten Eigentums. Die Flut setzt ein, und mit kleinen voraussehlenden Zungen schluckt das Wasser den Strand und leckt gegen Carels Füße. Ein Leuchtfeuer blinkt auf. Es ist der Ort, an dem das Unglück geschehen ist.

Sein Vater war einer von den dritten Sekretären auf der Gesandtschaft gewesen, aber er hatte die Aussicht gehabt, einmal selber zum Gesandten ernannt zu werden. Sein Amt war in Paris und dort hatte er auch geheiratet. Eine kleine Baroness aus dem Faubourg hatte den großen blonden Holländer wie ein Wunder der Kraft angestaunt und dann beruhigt ihr Schicksal mit dem seinen vereinigt. Sie hieß Gilbertine, und Carel war in Paris in einer Etagenwohnung geboren worden, an die er sich nicht mehr erinnern konnte, obwohl er die ersten Jahre seines Lebens in ihr verbracht hatte. Doch war ihm das Bild einer Göttin im Gedächtnis geblieben; einer Göttin, deren rußgeschwärzte Marmorgestalt den Giebel des gegenüberliegenden Hauses tragen mußte und deren Gesicht sich im wechselnden Licht des Tages erstaunlich verändern konnte: vom lieblichen Engelsantlitz bis zum furchtbaren Haupt der Meduse. Es blieb seine einzige Erinnerung an Paris. Das Ministerium hatte den Vater zurückgerufen, und er sollte im Haag auf einen Posten außerhalb Europas vorbereitet werden. In dieser Zeit wohnten sie auf der Insel. Es war nicht der Vorschlag seines Vaters, es war die Idee Gilbertines gewesen. Der Gedanke, daß eine

ganze Insel einem alleine gehören konnte, hatte sie begeistert. Auch hatte sie eine vage Vorstellung von der Geschichte, und sie sah sie so, daß die Ahnen ihres Mannes sich nach fürchterlich blutigen und gefährlichen, aber immer siegreichen Feldzügen, die auch Raubfahrten gewesen sein konnten, erschöpft, doch mit Schiffen voll von Gefangenen und voll von Beute, auf die Insel als in eine Festung zurückgezogen hatten. In einem viel kleineren, viel weniger abenteuerlichen Verhältnis ist es auch so gewesen. Vor langen Zeiten. Damals, als Gilbertine aber auf der Insel wohnte, herrschte dort nur die Stille eines für das Eiland ungewöhnlich heißen Sommers. Wo sonst immer der Wind wehte, bewegte er in jenen Tagen keinen Halm, und das Meer lag so glatt wie ein Spiegel da. Gilbertine spielte mit den kleinen Wellen, die zum Strand kamen, wie sie mit ihrem Kind spielte, und sie nahm den Schaum in ihre Hände, wie sie das flockige Fell der jungen Lämmer nahm, die hinter der Küste weideten und zutraulich gelaufen kamen, wenn sie vorüberging. Der Freiherr, der auf der Insel aufgewachsen war und nicht allein das friedliche, sondern auch das tückische Meer kannte, hatte seine Frau gewarnt, dem glatten Spiegel, der so sanft sich gab und so freundlich die Schwimmerin zu tragen willig war, nicht gänzlich zu vertrauen. Vor unsichtbaren, gefährlichen Strömen mußte man auf der Hut sein, die einen weit von der Küste fort und in den Tod ziehen konnten. Und dann geschah es doch. An einem Abend, der schwül war – Carel war schon, sechs Jahre alt, zu Bett gebracht worden, ein Wetterleuchten flackerte in der Ferne, aber das Gewitter schien vorüberzuziehen, waren Gilbertine und der Freiherr noch zum Strand geritten. Gilbertine, nach der Kühle verlangend, lief schon in das Wasser, während ihr Mann noch den Pferden das Sattelzeug locker schnallte. Sie schwamm mit den ruhigen, gleichmäßigen Bewegungen, die sie in einem Hallenbad in Paris gelernt hatte. Einmal hob sie die Hand und winkte, und einmal rief sie den Mann, der noch immer bei den Pferden stand, und dann war sie schon weit

draußen, und er schrie nun, komm zurück, und bildete mit den hohlen Händen ein Sprachrohr vor seinem Mund, weil er noch glaubte, sie könne ihn nicht verstehen. Aber sie bemühte sich schon, ihm wieder näher zu kommen und mehr von ihm zu sehen, als sie aus ihrem entfernten im Wasser Liegen von ihm sehen konnte – und da ging es schon nicht mehr. Sie merkte, sie kam dem Ufer nicht näher, sie trieb immer noch von ihm fort, wenn sie auch schon zu ihm hin wollte; es war, wie wenn man im Traum nicht mehr Herr der Bewegung ist, die anfängt, verhängnisvoll zu werden. Nicht, daß sie sich fürchtete; eher war sie erstaunt. Sie war in eine große und ihr fremde Gewalt gekommen, die sie zwar fest, aber nicht unangenehm anpackte. Gar nicht rauh, erschreckend und furchtbar, eher war es ein wohliges Gefühl; zumal, als sie es aufgegeben hatte, mit den Bewegungen ihrer Arme gegen den unsichtbaren Zug anzukämpfen, was, wie sie zu begreifen begann, ein kindlich unnützes Tun war, eine Vergeudung der Kraft, die sie vielleicht noch nötig haben würde, vor allem aber eine Störung dieses so angenehmen Dahintreibens, dem sie sich nun ganz überließ. Anders war die Lage des Freiherrn. Er begriff, was geschehen war. Seine Frau trieb in dem Strom. Er begriff es härter, unerbittlicher und schmerzlicher als sie, die bis zum Ende nicht an das Sterben dachte, das über sie gekommen war. Der Freiherr nahm, als er in das Wasser ging, seinen Abschied vom Leben. Er schwitzte, und es ist ruhig zu sagen, daß er sich fürchtete, denn er wußte, was er tat! Und er wußte dazu, daß es falsch war, daß es gar keine Hilfe war, sondern nur ein Opfer, daß er zu ihr schwamm, wie einer, der zu einem Kranken kommt und sich zu ihm legt, um mit ihm zu sterben, statt ihm zu helfen. Auch er wurde wehrlos im Strom; wehrlos und treibend wie Gilbertine, die wie ruhend auf dem Rücken lag, ohne Bewegung, die Augen gegen den Himmel gerichtet, und nur mit gelegentlichen Schwimmschlägen der Füße dem Treiben noch eine Richtung zu geben versuchte. Der Freiherr sah sich, als nicht mehr möglich war, das Richtige tun, zu dem

ihm der Mut gefehlt hatte, nämlich wegzulaufen, zu schreien, Hilfe zu holen, die Fischer in die Boote zu befehlen – es war zu spät. Er schrie jetzt zwar; aber wer sollte ihn hören? Das Gewitter schien doch noch zu kommen. Es donnerte und mit dem schönen Wetter würde es vorbei sein. Die See wird morgen sich wieder wild gefährlich zeigen, dachte er. Und Gilbertine, die seine Schreie um Hilfe erschreckt hatten, streckte die Hand nach ihm aus. Er erreichte sie, er sah ihre Augen, die Augen, die ihn in Paris entzückt hatten –: haßte er sie nun? Ihre Hand lag warm in der seinen; seltsam war, daß sie ihm trocken erschien, obwohl sie ja naß sein mußte, und daß er das wahrnahm. Er wollte sie küssen, und wie er den Arm um sie legte, zog ihre Schwere sie in die Tiefe. So war es mehr wie ein Kampf, aus dem sie wieder auftauchten, nach Atem ringend, das Wasser schlagend, strampelnd, pustend. Es war nur gefährlich. Er sagte es. Er sagte, daß es sie wieder zum Land ziehen könnte, wenn sie ruhig liegen blieben, gar nichts tun, abwarten und vertrauen würden. Da trieben sie dann, Hand in Hand.

Carel braucht es sich nicht zu überlegen; er weiß es schon, bevor er anfängt darüber nachzudenken: er wird Offizier werden, aber nicht Offizier zur See. Es ist nicht Furcht, die ihn bestimmt. Viel eher ist es eine Scheu, der Neigung nachzugeben, die ihn zu dem Meer hinzieht; zu dem Meer, das seine Eltern wegtrug, zu dem Meer, dessen scheinbare Unendlichkeit ihn mächtig lockt. Er geht und sagt es dem Oheim. Der ist enttäuscht, weil er nicht begreift, daß die Beschränkung, die der Neffe sich auflegt, ein Zeichen seiner Selbstzucht ist.

Auf der Militärakademie in Breda ist Carel bald der beste Kadett seines Jahrganges. Die andern haben es schwer, sich zu gewöhnen. Für Carel ist die Ordnung in der Kaserne nicht sehr verschieden von der Ordnung in dem Internat des Gymnasiums, das ihn erzogen hat. Die Kameraden kämpfen gegen die Regel, die jeden Tag bestimmt. Ihm ist sie vertraut; und freier ist er darum als die andern.

Halten sie ihn für einen Streber? Nein. Jedenfalls nicht in dem Sinn eines in der Tugend Beschränkten, der sein grades, aber enges Leben lebt; unerfreulich, es zu sehen, und ohne Glück, es zu führen. Sie aber im Gegenteil halten ihn für einen Glücklichen, für einen, dem alles zufällt. Nicht nur das Wissen, das Zulernende, die Zuneigung und das Lob der Lehrer, sondern auch das Abenteuer und alles, was das Leben erhellt, Farben in den Alltag bringt und überrascht. Die Kameraden denken, er ist nicht nur der erste in der Gruppe, er ist auch der erste in der Stadt und auf den Ausflügen in das Land und in das Belgische hinein bis zu den Spielsälen von Spa. Da er gefällig ist und freundlich, sehen sie nicht, daß er sich nur anpaßt, indem er mitmacht. Wenn nach einem Casino-Abend die anderen ihn trunken umschwanken, dann meinen sie, statt zu denken, daß er nur wenig getrunken hat und mäßiger gewesen ist als sie, er verträgt unendlich viel, und sie sind noch stolz, einen so Trinkfesten in ihrer Mitte zu haben. »Gestern«, sagt der eine, »waren wir alle besoffen. Aber Carel konnte man nicht das geringste ansehen. Gott verdamme mich, was der verträgt!« Ebenso schmeichelt ihm das Gerücht von der Liebe. Man weiß nicht, mit welchem Mädchen er schläft. Man sieht ihn mit keiner bestimmten und eigentlich nur mit denen, die Freunde ihm vorstellen und für eine Weile in seine Gesellschaft bringen, als wenn sie ihre Wahl dem Urteil seines Geschmacks unterbreiten wollen. Aber grade weil man ihn mit keiner beobachten kann, steigert sich sein Erlebnis ins romanhaft Ausschweifende. Eine verheiratete Dame, ein eifersüchtiger Gatte, zärtliche Stunden der Leidenschaft und der Gefahr in den Verstecken der Zimmer umliegender Städte, geheime Botschaften, Drohungen, anonyme Briefe und die Möglichkeit von Schüssen sind im Gerede. Weiß Carel von ihm? Nicht im einzelnen, nur das Ungefähre aus den scherzenden und bewundernden Anspielungen der Jüngsten. Er weiß also dies, daß sie nicht ahnen, wie fern er von all dem lebt. Noch ist er ein Einsamer, von dem die Umwelt es nicht weiß.

Sein Zeichen ist von ihnen noch nicht erkannt worden. Begreifen sie aber die Wahrheit, werden sie über ihn herfallen. Der Spott sucht immer den, der am Größten nicht teilhat. Diese Überlegung macht ihn älter als die Gleichaltrigen. In anderer Art ist er jünger als sie (und wird es bleiben), die bedenkenlos das Leben anpacken und sich nehmen, was die Jahre ihnen bringen. Carel lebt ohne die Geliebte, die das Gerücht ihm schenkt. Er ist ohne Freundin. Vielleicht ist er es deshalb, weil sein Verlangen so groß, seine Sehnsucht nach diesem zweiten Teil des nach Platon getrennten Ich so groß ist, daß es die Mädchen erschreckt. Und er begegnet ihnen schüchtern, obwohl er es in der allgemeinen Bedeutung des Wortes nicht ist. Erst weil er die Frauen einschüchtert, schlägt es auf ihn zurück, und man sieht, daß er das Wort nicht hat, das leicht die Liebe weckt, weil es sie leicht macht und nimmt. Ein Glück ist es noch, daß allein die Mädchen es fühlen und die Kameraden nichts davon merken. Sie sind selbst erstaunt, wenn sie, wie es zuweilen geschieht, die Empfindung der Eifersucht gegen ihn haben, und ihre Braut, die, die es grade ist und die sie mit ihm gesehen haben, dann, zur Rede gestellt, verwundert sagt: »Ach den Carel meinst du –?«; und in diesem fragenden Ton die ganze Unmöglichkeit liegt, sich eine Liebschaft mit dem Freiherrn vorzustellen.

Einer der wildesten Kadetten ist Moerland. Man kann sagen, er treibt es wüst. Die Mädchen auf der Promenade am Abend, die Verkäuferinnen in den Geschäften, die, die noch zur Schule gehen, und die, die schon zum Tanzen laufen, sie alle sind um Moerland wie die Fliegen um ein Stück Fraß, das sie lockt. Es ist nicht so, daß er sie jagt. Er bemüht sich wenig. Er kommt mit seinem hübschen Gesicht, seinem kleinen Schnurrbart, dem glatten schwarzen Haar, das ein wenig zu fettig glänzt und in dem ein wenig zu scharf der Scheitel gezogen ist, er kommt irgendwohin, eine Röte liegt auf seinen Wangen, ein Feuer schwimmt in seinen Augen – im Vorübergehen hat er in zwei, drei Kneipen, an zwei, drei